

Harriet Beecher Stowe
Onkel Toms Hütte

Harriet Beecher Stowe

Onkel Toms Hütte

Roman

Anaconda

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Uncle Tom's Cabin, or, Life Among the Lowly (Boston 1852).

Die anonyme Übersetzung der deutschen Erstausgabe (*Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Nord-Amerika*, Leipzig: Weber 1853) wurde modernisiert, Redewendungen und Bezeichnungen sowie Ansichten der Autorin wurden jedoch, dem historischen und kulturellen Kontext der damaligen Zeit entsprechend, in der ursprünglichen Form belassen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage

© dieser Ausgabe 2013 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GSPSR.)

Copyright © Aufbau Media Betreuungsgesellschaft mbH, Berlin 2005
Umschlagmotiv: William Aiken Walker (1838–1921),
»Louisiana Cabin«, The Historic New Orleans Collection /
The Monroe-Green Collection / bridgemanart.com
Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7306-0036-8
www.anacondaverlag.de

Inhalt

ERSTES KAPITEL

In welchem der Leser einen humanen Menschen kennenlernt	15
--	----

ZWEITES KAPITEL

Die Mutter	28
------------------	----

DRITTES KAPITEL

Der Gatte und Vater	33
---------------------------	----

VIERTES KAPITEL

Ein Abend in Onkel Toms Hütte	40
-------------------------------------	----

FÜNFTES KAPITEL

Zeigt die Empfindungen lebendiger Ware, wenn sie den Herrn wechselt	56
--	----

SECHSTES KAPITEL

Die Entdeckung	68
----------------------	----

SIEBENTES KAPITEL

Der Kampf der Mutter	80
----------------------------	----

ACHTES KAPITEL

Elisas Flucht	98
---------------------	----

NEUNTES KAPITEL

In welchem es sich zeigt, daß ein Senator nur ein Mensch ist	119
---	-----

ZEHNTES KAPITEL	
Die Ware wird fortgeschafft	142
ELFTES KAPITEL	
In welchem die menschliche Ware in ungehörige Aufregung gerät	156
ZWÖLFTES KAPITEL	
Eine auserlesene Szene aus dem gesetzmäßigen Handel	175
DREIZEHNTES KAPITEL	
Das Quäkerdorf	198
VIERZEHNTE KAPITEL	
Evangeline	211
FÜNFZEHNTE KAPITEL	
Von Toms neuem Herrn und verschiedenen anderen Sachen	224
SECHZEHNTE KAPITEL	
Toms Herrin und ihre Meinungen	246
SIEBENZEHNTE KAPITEL	
Des freien Mannes Verteidigung	272
ACHTZEHNTE KAPITEL	
Miss Ophelias Erfahrungen und Meinungen	295
NEUNZEHNTE KAPITEL	
Miss Ophelias Erfahrungen und Meinungen. Fortsetzung.	318
ZWANZIGSTES KAPITEL	
Topsy	346
EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Kentucky	366

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Das Gras verdorrt – die Blume welkt	373
DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Henrique	383
VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Vorboten	393
FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Der kleine Evangelist	402
SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Ein Sterbebett	409
SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
»Dies ist das Letzte auf Erden.«	427
ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Wiedervereinigung	437
NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL	
Die Schutzlosen	457
DREISSIGSTES KAPITEL	
Der Sklavenspeicher	467
EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Die mittlere Fahrt	482
ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Dunkle Stellen	490
DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Cassy	502
VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Die Geschichte der Quadroone	513
FÜNFUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Die Vorzeichen	528

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Emmeline und Cassy	537
SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Freiheit	546
ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Der Sieg	555
NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL	
Die Kriegslist	569
VIERZIGSTES KAPITEL	
Der Märtyrer	583
EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL	
Der junge Herr	592
ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL	
Eine wahre Gespenstergeschichte	601
DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL	
Resultate	610
VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL	
Der Befreier	621
FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL	
Schlußbemerkungen	627

Vorwort

Das allen christlichen Nationen gemeinsame große Mysterium, *die Vereinigung Gottes mit den Menschen* durch die Menschwerdung Christi, gibt dem menschlichen Dasein etwas erhaben Heiliges, und in den Augen des wahrhaft Christgläubigen ist derjenige, welcher die Rechte seines niedrigsten Mitmenschen mit Füßen tritt, nicht nur ein Unmensch, sondern auch ein Heiligtumschänder – und die schlimmste Form dieser Schändung ist das *Sklavenwesen*.

Man hat behauptet, die in diesem Buch dargestellten Szenen wären Übertreibungen – und ach, wäre dies wahr! Wäre dies Buch wirklich eine Dichtung und nicht ein sorgfältig zusammengestelltes Mosaik von Tatsachen! Aber die Beweise, daß es keine Dichtung ist, liegen blutend in Tausenden von Herzen – sie sind durch Tausende von Zeugen in den Sklavenstaaten bestätigt – sie sind sogar von Sklavenbesitzern mit ausdrücklicher Hinweisung auf dieses Buch für wahr erklärt worden. – Wenn andere Beweise fehlten, so brauchten wir nur die ganze zivilisierte Welt auf das geschriebene und veröffentlichte Gesetzbuch der Sklavenstaaten zu verweisen, – eine vollkommene, klare, gesetzliche Kristallisation und Zusammenstellung jeder Grausamkeit und Greuelthat, welche der Mensch an der Seele und dem Körper seines Mitmenschen ausüben kann. Wenn so das Gesetz beschaffen ist, wie müssen dann seine Resultate sein! – Da es sich so verhält, so müssen wir Gott danken, daß dieser gewaltige Aufschrei – diese Klage eines unsäglichen Schmerzes endlich vernommen wird! – Man hat behauptet, die Sklavenbevöl-

kerung sei der Freiheit ganz unfähig und Charaktere, wie sie in diesem Buch beschrieben sind, wären phantastische Übertreibungen und Unmöglichkeiten. – Mag man von der afrikanischen Rasse an sich sagen, was man will, die Sklavenbevölkerung Amerikas ist jetzt in einem sehr ausgedehnten Maß eine *Mischlingsrasse*, in deren Adern das beste angelsächsische Blut fließt, und Charaktere, wie George Harris und Elisa, sind unter den Sklaven keineswegs ungewöhnlich. Damit die Persönlichkeit Onkel Toms nicht für eine Schöpfung gehalten wird, die in der Wirklichkeit kein Ebenbild findet, so führen wir hier den folgenden Tribut an, den das veröffentlichte Testament des Richters Upshur, verstorbenen Staatssekretärs unter Präsident Tyler, den Verdiensten eines Lieblingssklaven zollt.

»Ich emanzipiere und lasse frei meinen Diener David Rice und weise meine Exekutoren an, ihm einhundert Dollar aus-zuzahlen. Ich empfehle ihn auf das Angelegentlichste der Achtung und dem Vertrauen jeder Gemeinde, in der er sich niederlassen sollte. Er war 24 Jahre mein Sklave, und wäh- rend dieser Zeit habe ich ihm in jeder Ausdehnung und in jeder Hinsicht mein Vertrauen geschenkt. Mein Vertrauen in ihn war grenzenlos; seine Verhältnisse zu mir und meiner Familie waren immer der Art, daß er täglich Gelegenheit hatte, uns zu hintergehen und zu schaden, und dennoch haben wir ihn nie bei einem ernstlichen Fehler und selbst bei einem unabsichtlichen Vergessen seiner Stellung erappt. Seine Intelligenz ist ausgezeichnet, seine Rechtlichkeit über allen Verdacht erhaben und sein Gefühl für das Rechte und Schickliche richtig und sogar fein. Ich fühle, daß er vollkom- men berechtigt ist, dieses Zeugnis von mir in die neuen Ver- bindungen, die er nun anknüpfen muß, mit hinüberzuneh- men; es gebührt ihm für seine langen und höchst treuen Dienste und für die aufrichtige und standhafte Freundschaft, die ich für ihn fühle. In dem vierundzwanzigjährigen ununterbrochenen vertraulichen Verkehr mit ihm habe ich

ihm nie ein hartes Wort gesagt und hatte nie Grund dazu. Ich kenne keinen Menschen, der weniger Fehler oder mehr Vorzüge hat, als er.«

Es wird nicht behauptet, daß ein Charakter wie Onkel Tom häufig vorkommt; aber er hat mehr als einmal existiert, und man hat so viel Verleumdung, Verachtung und erzwungenes Laster den unglücklichen Afrikanern auf das Haupt gehäuft, daß er mit Recht auf die Wohltat der vorteilhaftesten Darstellung, die sich mit der Wahrscheinlichkeit und dem Tatsächlichen verträgt, Anspruch machen kann.

Nicht gänzliche Verzweiflung, sondern feierliche Hoffnung und Zuversicht muß uns der Anblick des Kampfes einflößen, der jetzt Amerika erschüttert. – Es ist der Aufschrei des Dämons der Sklaverei, welcher von weitem die Stimme eines kommenden Jesus gehört hat und mit Krämpfen die edle Gestalt zerreißt, aus welcher Er ihm zuletzt zu weichen gebieten wird.

Eine so monströse Inkonsequenz kann nicht lange in dem Schoß einer Nation, welche in jeder anderen Hinsicht der beste Vertreter der großen Prinzipien allgemeiner Brüderlichkeit ist, bestehen bleiben. In Amerika verkehren der Franzose, der Deutsche, der Italiener, der Ungar, der Schwede, der Kelte, alle auf dem Fuße der Gleichberechtigung miteinander – alle Nationen entwickeln hier die ihnen eigentümlichen Vorzüge und werden von ihren freisinnigen Gesetzen zu gleichen Vorrechten zugelassen; alles strebt dahin, sich zu liberalisieren, sich zu humanisieren und emporzuheben, und aus diesem Grund gerade muß der Kampf mit der Sklaverei jedes Jahr schrecklicher werden. Der durch die zusammenstoßenden Kräfte aller Nationen immer weiter, tiefer und stärker werdende Strom menschlichen Fortschrittes begegnet dieser Schranke, hinter welcher sich alle Unwissenheit, Grausamkeit und Tyrannei der finsternen Zeiten sammelt – gegenwärtig schäumt und tost er an den Grundmauern, aber jedes Jahr steigt er höher – und endlich wird er mit einem Sturz, wie der

des Niagara, die Schranke hinwegreißen. Die Poesie, die Redekunst und die Literatur sind alle gegen die Sklaverei – denn der Mensch besitzt keine einzige göttliche Eigenschaft, die nicht fest an der Wahrheit hielte! – In ihrem Anfang herrschte die Sklaverei in jedem Staat der Union – der Fortschritt der Gesellschaft hat die Mehrzahl der Staaten von ihr befreit. In Kentucky, Tennessee, Virginia und Maryland haben zu verschiedenen Zeiten starke Bewegungen für die Emanzipation stattgefunden, Bewegungen, zu denen ein Vergleich des gedeihlichen Fortschritts der freien Staaten mit der infolge eines Systems, das in wenigen Jahren alle Kräfte des Bodens unheilbar vergeudet und aussaugt, verursachten Armut und Unfruchtbarkeit beständig anstachelte. Die Zeit kann nicht fern sein, wo diese Staaten ihre Sklaven der Selbsterhaltung wegen emanzipieren werden, und wenn kein neues Sklavengebiet hinzukommt, wird eine Vermehrung der Sklavenbevölkerung die übrigen zur Ergreifung von Emanzipationsmaßnahmen zwingen. Eins also ist der entscheidende Punkt. Wenn nicht neues Sklavengebiet erworben wird, so stirbt die Sklaverei aus – im entgegengesetzten Fall lebt sie fort. – Um diesen Punkt kämpfen und manövrieren die politischen Parteien, und jedes Jahr wird der Kampf heftiger; und schon ist der Zeitpunkt nahe, wo dies die große nationale Frage sein wird. Durch das Gesetz wegen der flüchtigen Sklaven 1850 erlangte die Partei der Sklavenbesitzer allerdings einen Sieg, aber einen Sieg wie der des Pyrrhus – noch einen solchen Sieg, sie wäre verloren! Dieses Gesetz hat mehr als alle früher wirksamen Kräfte getan, um die moralische Kraft der Nation gegen die Sklaverei aufzulegen und zu vereinigen.

Die inneren Kämpfe keines anderen Volks der Welt können dem Europäer so interessant sein, wie die Americas; denn Amerika füllt sich rasch an mit Europäern, und jeder Europäer, der an seinen Küsten landet, erlangt fast unmittelbar eine Stimme in seinem Rat.

Wenn daher die Bedrückten anderer Nationen in Amerika

ein Asyl dauernder Freiheit finden wollen, so mögen sie kommen, mit Herz, Hand und Mund bereit, gegen das Sklavenwesen zu stimmen; denn diejenigen, welche andere knechten, können selbst nicht lange frei bleiben.

Wahr sind die großen Lebensworte: *»Keine Nation kann frei bleiben, bei welcher die Freiheit ein Vorrecht und nicht ein Grundgesetz ist.«*

Die Verfasserin.

In welchem der Leser einen humanen Menschen kennenlernt

Nachmittags an einem kalten Februartag saßen zwei Gentleman in einem gut ausmöblierten Speisesaal in der Stadt P. in Kentucky bei ihrem Wein. Bediente waren nicht anwesend, und die beiden Herren schienen mit dicht aneinandergedrückten Stühlen etwas mit großem Interesse zu besprechen.

Wir haben bisher, um nicht umständlich zu sein, gesagt zwei *Gentlemen*. Eine der beiden Personen schien jedoch bei genauerer Prüfung streng genommen nicht unter diese Kategorie zu gehören. Es war ein kleiner, untersetzter Mann mit groben, nichtssagenden Zügen und dem prahlerischen und anspruchsvollen Wesen, das einem Niedrigstehenden eigen ist, der sich in der Welt emporzuarbeiten versucht. Er war sehr herausgeputzt und trug eine grellbunte Weste, ein blaues Halstuch mit großen gelben Tupfen und zu einer renommistischen Schleife geschlungen, die zu dem ganzen Aussehen des Mannes vortrefflich paßte. Die großen und gemeinen Hände waren reichlich mit Ringen besteckt, und mit einer schweren, goldenen Uhrkette mit einem ganzen Bündel großer Petschafte von allen möglichen Farben pflegte er im Eifer der Unterhaltung mit offenbarem Behagen zu spielen und zu klappern. In seiner Rede bot er ungeniert und mutvoll der Grammatik Trotz und verbrämte sie in geeigneten Zwischenräumen mit passenden Flüchen, welche niederzuschreiben nicht unser Wunsch ist.

Der andere, Mr. Shelby, hatte das Äußere eines Gentleman, und die Anordnung des Hauses und seine wirtschaft-

liche Einrichtung machten den Eindruck von Wohlstand und sogar Reichtum. Wie wir schon vorhin sagten, beide waren in ein ernstes Gespräch vertieft.

»So würde ich die Sache abmachen«, sagte Mr. Shelby.

»Auf diese Weise kann ich das Geschäft nicht abschließen, – es ist rein unmöglich, Mr. Shelby«, sagte der andere und hielt ein Glas Wein gegen das Licht.

»Ich sage Ihnen, Haley, Tom ist ein ganz ungewöhnlicher Kerl; er ist gewiß diese Summe überall wert – er ist ordentlich, ehrlich, geschickt und verwaltet meine Farm wie eine Uhr.«

»Sie meinen, so ehrlich wie Nigger sind«, sagte Haley und schenkte sich ein Glas Brantwein ein.

»Nein, ich meine wirklich, Tom ist ein guter, ordentlicher, verständiger, frommer Bursche. Er ließ sich vor vier Jahren bei einer Camp-Versammlung bekehren; und ich glaube, er wurde wirklich bekehrt. Ich habe ihm seitdem alles, was ich habe, anvertraut – Geld, Haus, Pferde, und habe ihn frei im Land herumgehen lassen, und habe ihn stets treu und ordentlich gefunden.«

»Manche Leute glauben nicht, daß es fromme Nigger gibt, Shelby«, sagte Haley, »aber ich glaube es. Ich hatte einen Burschen in der letzten Partie, die ich nach New Orleans brachte. Den beten zu hören, war wahrhaftig so gut, als ob man in einer Versammlung wäre, und er war ganz ruhig und sanft. Er brachte mir auch ein gutes Stück Geld ein; denn ich kaufte ihn billig von einem Mann, der losschlagen mußte, und ich kriegte 600 für ihn. Ja, ich betrachte die Religion für eine wertvolle Sache bei einem Nigger, wenn sie wirklich echt ist.«

»Nun, bei Tom ist sie echt, wenn sie jemals echt war«, war die Antwort. »Letzten Herbst ließ ich ihn allein nach Cincinnati gehen, um für mich Geschäfte abzumachen und 500 Dollar zurückzubringen. Tom, sagte ich zu ihm, ich traue Dir, weil ich glaube, Du bist ein Christ – ich weiß, Du wirst mich

nicht hintergehen. Und Tom kam auch wirklich zurück – ich wußte, daß er das tun würde. Einige schlechte Kerle, hörte ich, sagten zu ihm: Tom, warum machst Du Dich nicht nach Kanada auf die Beine? – »Ach, Master hat mir Vertrauen geschenkt, und ich könnte es nicht!« Man hat mir alles erzählt. Es tut mir leid, Tom zu verkaufen, das gestehe ich. Sie sollten mit ihm den ganzen Rest der Schuld getilgt sein lassen; und Sie würden es, Haley, wenn Sie nur einen Funken Gewissen hätten.«

»Nun, ich habe genau soviel Gewissen, als ein Geschäftsmann vertragen kann – ein klein wenig, um darauf zu schwören, wissen Sie«, sagte der Handelsmann scherzend; »und dann bin ich bereit, alles, was man verständigerweise verlangen kann, zu tun, um Freunden gefällig zu sein; aber das hier ist ein bißchen zu viel verlangt, – ein bißchen zu viel.«

Der Handelsmann seufzte nachdenklich und schenkte sich noch ein Glas Brantwein ein.

»Nun, Haley, was machen Sie denn für einen Vorschlag?« sagte Mr. Shelby nach einer verlegenen Pause im Gespräch.

»Können Sie denn nicht noch einen Jungen oder ein Mädchen zu Tom zugeben?«

»Hm! – ich könnte keinen gut entbehren; um Ihnen die Wahrheit zu sagen, nur die äußerste Not bringt mich dazu, überhaupt zu verkaufen. Ich gebe ungern einen meiner Leute hin, das ist die Sache.«

Hier ging die Tür auf, und ein kleiner Quadroonknabe, zwischen 4 und 5 Jahre alt, trat ins Zimmer. Es lag in seiner Erscheinung etwas merkwürdig Schönes und Gewinnendes. Das schwarze, seidenweiche Haar wallte in glänzenden Locken um das runde Gesicht mit Grübchen in Kinn und Wangen, während ein paar große dunkle Augen voll Feuer und Sanftheit unter den vollen, langen Wimpern hervorsahen, wie er neugierig in das Zimmer schaute. Eine bunte, rot und gelb karierte Kutte, sorgfältig gearbeitet und hübsch ge-

macht, hob den dunklen und reichen Stil seiner Schönheit noch mehr hervor, und eine gewisse komische Miene von Sicherheit mit Verschämtheit verbunden zeigte, daß es ihm nicht ungewohnt war, von seinem Herrn gehätschelt und beachtet zu werden.

»Heda! Jim Crow!« sagte Mr. Shelby, indem er dem Knaben pfiß und ihm eine Weintraube zuwarf, »hier nimm das!«

Mit aller Kraft seiner kleinen Beine lief das Kind zu der Traube, während sein Herr lachte.

»Komm zu mir, Jim Crow«, sagte er.

Das Kind kam zu ihm, und der Herr streichelte den Lockenkopf und griff ihm unter das Kinn.

»Nun Jim, zeige diesem Herrn, wie Du tanzen und singen kannst.«

Der Knabe fing an, eines der unter Negern üblichen wilden und grotesken Lieder mit einer vollen klaren Stimme zu singen, und begleitete den Gesang mit vielen komischen Bewegungen der Hände, der Füße und des ganzen Körpers, wobei er immer mit der Musik auf das strengste Takt hielt.

»Bravo!« sagte Haley, und warf ihm das Viertel einer Orange zu.

»Nun, Jim, zeig uns einmal, wie der alte Onkel Cudjoe geht, wenn er die Gicht hat«, sagte sein Herr.

Auf der Stelle nahmen die biegsamen Glieder des Kindes den Anschein von Gebrechlichkeit und Verkrüppelung an, wie es mit gekrümmtem Rücken und den Stock des Herrn in der Hand im Zimmer herumhumpelte, das kindische Gesicht in kläglichem Jammer verzogen, und bald rechts, bald links spuckend, ganz wie ein alter Mann.

Beide Herren lachten hell auf.

»Nun, Jim«, sagte sein Herr, »zeige uns, wie der alte Robbins den Psalm vorsingt.«

Der Knabe zog sein rundes Gesichtchen zu einer schrecklichen Länge und fing an, eine Psalmenmelodie mit unzerstörbarem Ernst durch die Nase zu singen.

»Hurrah! Bravo! Was für ein Blitzkerlchen!« sagte Haley, »das Bürschchen ist ja prächtig. Ich will Ihnen was sagen«, sagte er und schlug Mr. Shelby auf die Schulter, »geben Sie das Kerlchen zu und das Geschäft soll abgemacht sein. Das ist doch gewiß anständig, nicht wahr?«

In diesem Augenblicke wurde die Tür leise geöffnet, und ein junges Quadroonenweib, dem Anschein nach ungefähr 25 Jahre alt, trat ins Zimmer.

Man brauchte bloß das Kind und sie anzusehen, um in ihr sogleich die Mutter zu erkennen. Dasselbe große, volle, schwarze Auge mit den langen Wimpern, dasselbe seidenweiche, schwarze, lockige Haar. Ihre braunen Wangen röteten sich merklich, und die Glut wurde noch tiefer, als sie den Blick des Fremden in kecker und unverhohlener Bewunderung auf sich ruhen sah. Ihr Kleid saß wie angegossen und hob die schönen Verhältnisse ihrer Gestalt vortrefflich hervor. Eine kleine, schön geformte Hand und ein zierlicher Fuß waren Einzelheiten, welche dem raschen Auge des Handelsmannes, der gewöhnt war, mit einem Blick die Schönheiten einer vortrefflichen weiblichen Ware abzuschätzen, nicht entgingen.

»Nun Elisa?« sagte ihr Herr, als sie stehenblieb und ihn zögernd anblickte.

»Ich suchte Harry, Sir, wenn Sie erlauben?« und der Knabe sprang auf sie zu und zeigte ihr die geschenkten Früchte, die er im Schoß seiner Kutte trug.

»Nun, so nimm ihn mit«, sagte Mr. Shelby; und sie entfernte sich rasch, das Kind auf dem Arme tragend.

»Beim Jupiter!« sagte der Handelsmann, und wandte sich voll Bewunderung gegen ihn, »das ist ein Stück Ware! Mit dem Mädchen können Sie jeden Tag in New Orleans zum reichen Mann werden. Ich habe zu meiner Zeit mehr als 1000 Dollar für Mädchen zahlen sehen, die nicht ein bißchen hübscher waren.«

»Ich mag an ihr nicht zum reichen Mann werden«, sagte

Mr. Shelby trocken und entkorkte eine frische Flasche Wein, indem er den anderen fragte, wie das Getränk ihm schmecke, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

»Vortrefflich, Sir – erstklassige Ware!« sagte der Handelsmann; dann schlug er wieder Shelby vertraulich auf die Schulter und setzte hinzu: »Wollen wir ein Geschäft mit dem Mädchen machen? Was soll ich dafür bieten? Was wollen Sie haben?«

»Mr. Haley, sie ist nicht zu verkaufen«, sagte Shelby; »meine Frau würde sie nicht für ihr Gewicht in Gold hingeben.«

»Ja, ja, das sagen die Weiber immer, weil sie nichts vom Rechnen verstehen. Man zeige ihnen nur, wie viel Uhren, Federn und Schmucksachen man für jemandes Gewicht in Gold kaufen kann, und das würde die Sache gleich anders machen, rechne ich.«

»Ich sage Ihnen, Haley, es kann nicht davon die Rede sein. Ich sage nein, und ich meine nein«, sagte Shelby mit Entschiedenheit.

»Nun, dann bekomme ich aber den Knaben, nicht wahr?« sagte der Handelsmann; »Sie müssen gestehen, daß ich ziemlich anständig für ihn geboten habe.«

»Aber was wollen Sie denn mit dem Kind machen?« sagte Shelby.

»Nun, ich habe einen Freund, der sein Geschäft beginnen will und hübsche Knaben kaufen möchte, um sie für den Markt aufzuziehen. Ganz und gar ein Modeartikel – man verkauft sie als Bediente usw. an reiche Kerle, die hübsche Kerle bezahlen können. Es putzt ein großes vornehmes Haus, wenn so ein wirklich schöner Bursche die Tür öffnet und aufwartet. Sie werden gut bezahlt, und der kleine Teufel ist ein so komisches, musikalisches Kerlchen, daß er vortrefflich passen würde.«

»Ich möchte ihn lieber nicht verkaufen«, sagte Mr. Shelby gedankenvoll; »die Sache ist, Sir, ich bin ein humaner Mensch

und kann es nicht über mich bringen, den Knaben seiner Mutter zu nehmen.«

»O wirklich – hm! ja – das ist so eine Sache. Ich verstehe vollkommen. Es ist manchmal verwünscht eklig, mit Weibern durchzukommen. Wenn sie erst zu schreien und zu heulen anfangen, kann ich es nicht ausstehen. Das ist verwünscht eklig; aber wie ich die Sache einrichte, vermeide ich das gewöhnlich, Sir. Wenn Sie nun das Mädchen auf einen Tag oder eine Woche fortschicken? Da läßt sich die Sache ganz ruhig abmachen – und alles ist vorbei, wenn sie wiederkommt. Ihre Frau schenkt ihr dann noch ein paar Ohringe oder ein neues Kleid oder so was zur Entschädigung.«

»Ich fürchte, das geht nicht.«

»Ich sage Ihnen, es geht! Diese Leute sind nicht wie die Weißen, müssen Sie wissen; sie halten es aus, wenn man es nur recht anfängt. Sehen Sie«, sagte Haley und nahm eine aufrichtige und vertrauliche Miene an, »die Leute sagen, diese Art Handel mache die Menschen hartherzig; aber ich habe das nie gefunden. Die Sache ist, daß ich mich nie dazu bringen konnte, das Ding anzugreifen, wie es manche Burschen tun. Ich habe gesehen, wie einer Frau das Kind aus den Armen gerissen und versteigert wurde, während sie die ganze Zeit über jammerte und schrie wie verrückt; – sehr schlechte Politik – tut der Ware Schaden – macht sie manchmal ganz untauglich zum Verkauf. Ich weiß von einem wirklich schönen Mädchen in New Orleans, das durch so ein Verfahren ganz und gar ruiniert wurde. Der Mann, der das Weib kaufen wollte, wollte ihr Kind nicht haben, und sie war eine von der rechten, stürmischen Art, wenn ihr Blut einmal in der Hitze war. Ich sage Ihnen, sie drückte das Kind an ihre Brust und schwatzte und machte einen grauenhaften Lärm. Die Haut schauert mir noch, wenn ich daran denke; und als sie das Kind wegnahmen und sie einsperrten, wurde sie verrückt und starb in acht Tagen. Ein reiner Verlust von 1000 Dollar, Sir, bloß durch solche Behandlung. – Das ist

die Sache. Es ist immer das Beste, die Sache menschlich zu machen, so ist meine Erfahrung.«

Und der Handelsmann lehnte sich mit einer Miene tugendhafter Entschiedenheit in den Stuhl zurück und schlug die Arme über der Brust zusammen. Offenbar hielt er sich für einen zweiten Wilberforce.

Der Gegenstand schien den Herrn besonders zu interessieren, denn während Mr. Shelby nachdenklich eine Orange schälte, fing Haley mit schicklicher Bescheidenheit, aber als zwänge ihn die Macht der Wahrheit, noch ein paar Worte zu sagen, von neuem an:

»Es nimmt sich nicht gut aus, wenn sich ein Mann selber lobt; aber ich sage es nur, weil es die Wahrheit ist. Ich glaube, ich stehe in dem Ruf, die schönsten Herden Neger auf den Markt zu bringen – wenigstens hat man mir es gesagt, und gibt man mir es einmal zu, so muß es für alle hundert Mal gelten, – und stets in gutem Zustande – dick und ansehnlich – und es gehen mir so wenig zugrunde, als irgendeinem anderen Kaufmann in dem Geschäft, und ich schreibe das alles meiner Behandlung zu, Sir. Und Menschlichkeit, Sir, möchte ich sagen, ist der größte Pfeiler meiner Behandlung.«

Mr. Shelby wußte nicht, was er sagen sollte und warf daher bloß ein »So?« ein.

»Man hatte mich wegen meiner Ideen ausgelacht und deshalb beredet. Sie sind nicht populär und sie sind nicht gewöhnlich; aber ich habe an ihnen festgehalten, Sir, ich habe an ihnen festgehalten und habe mich wohl dabei befunden; ja, Sir, sie haben ihre Fahrt bezahlt, kann ich wohl sagen«, und der Handelsmann lachte über seinen Witz.

Diese Beispiele von Menschlichkeit hatten etwas so Pikantes und Originelles, das Mr. Shelby nicht umhin konnte, zur Gesellschaft mitzulachen. Vielleicht lachst Du auch, lieber Leser; aber Du weißt, daß heutzutage die Menschlichkeit in einer großen Verschiedenartigkeit seltsamer Gestalten erscheint, und daß menschliche Leute nie müde werden, Son-

derbares zu sagen und zu tun. Mr. Shelbys Lachen ermutigte den Handelsmann fortzufahren.

»Es ist merkwürdig, aber ich konnte es niemals anderen Leuten begreiflich machen. Da war der Tom Loker, mein alter Kompagnon in Natchez unten; der war ein gescheiter Kerl, der Tom, aber ein wahrer Teufel mit den Negern – aus Prinzip, müssen Sie wissen, denn ein gutherzigerer Bursche ist nie geboren worden; es war sein System, Sir. Ich habe oft Tom Vorhaltungen darüber gemacht. Aber, Tom, habe ich zu ihm gesagt, wenn Deine Mädchen schreien und heulen, was nutzt es denn, wenn Du ihnen eins über den Kopf gibst und mit der Peitsche unter ihnen herumfährst? 's ist lächerlich, sage ich, und nützt zu nichts. Ich sehe nicht ein, was ihr Heulen schaden soll, sage ich, es ist Natur, und wenn die Natur sich nicht auf die eine Weise Luft machen kann, so tut sie es auf eine andere; außerdem, Tom, sage ich, verdirbst Du Deine Mädchen damit; sie werden kränklich und melancholisch, und manchmal werden sie häßlich, vorzüglich gelbe Mädchen. Warum heiterst Du sie nicht lieber auf und sprichst freundlich mit ihnen? Verlaß Dich darauf, Tom, ein wenig Menschlichkeit bei passender Gelegenheit reicht viel weiter, als all Dein Schimpfen und Prügeln, und es lohnt besser, sage ich, verlaß Dich drauf. Aber Tom konnte sich nicht daran gewöhnen, und er verdarb mir so viele Mädchen, daß ich mich von ihm trennen mußte, obgleich er ein gutherziger Kerl und ein tüchtiger Geschäftsmann war.«

»Und finden Sie, daß Ihre Art und Weise, das Geschäft zu machen, besseren Erfolg hat als die Toms?« fragte Mr. Shelby.

»Gewiß Sir. Sehen Sie, wenn ich irgend kann, nehme ich mich mit den unangenehmen Auftritten, wie mit dem Verkaufen von Kindern und so, ein bißchen in acht, schicke die Mädchen aus dem Weg – aus den Augen aus dem Sinn, wissen Sie ja, – und wenn es geschehen ist und nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, gewöhnen sie sich natürlich daran. Es ist nicht wie bei den weißen Leuten, die von Haus

aus gewöhnt sind, zu erwarten, daß sie ihre Kinder und ihre Weiber behalten werden. Nigger, wissen Sie ja, die ordentlich erzogen sind, erwarten so etwas ganz und gar nicht; darum vertragen sie so etwas leichter.«

»Ich fürchte dann, die meinigen sind nicht ordentlich erzogen«, sagte Mr. Shelby.

»Wohl möglich. Hier in Kentucky verzieht man die Nigger. Sie meinen es gut mit ihnen, aber es ist im Grunde keine wirkliche Güte. Sehen Sie, gegen einen Nigger, der in der Welt herumgestoßen und an Tom und Dick und Gott weiß wen verkauft wird, ist es keine Güte, ihm Ideen und große Erwartungen beizubringen, und ihn zu gut zu erziehen; denn er fühlt das Herumstoßen danach nur um so tiefer. Ich will darauf wetten, Ihre Nigger würden ganz melancholisch sein an einem Ort, wo ein echter Neger aus den Plantagen singen und jauchzen würde, als wäre er besessen. Natürlich hält jedermann seine Verfahrungsweise für die beste, Mr. Shelby, und ich glaube, ich behandle die Neger genau so gut, als es der Mühe wert ist, sie zu behandeln.«

»Wohl dem, der mit sich zufrieden ist«, sagte Mr. Shelby mit einem leichten Achselzucken und einigen bemerkbaren Empfindungen unangenehmer Art.

»Nun, was meinen Sie?« sagte Haley, nachdem sie beide eine Weile lang schweigend Nüsse gegessen hatten.

»Ich will mir die Sache überlegen und mit meiner Frau sprechen«, sagte Mr. Shelby. »Unterdessen, Haley, wenn Sie die Sache ruhig abgemacht wissen wollen, so ist es das Beste, Sie lassen hier herum nicht bekannt werden, weshalb Sie da sind. Es wird sonst unter meinen Burschen ruchbar, und es wird dann nicht besonders leicht sein, einen meiner Kerle fortzuschaffen, das versichere ich Ihnen.«

»O gewiß werde ich mir nichts anmerken lassen. Aber ich sage Ihnen, ich habe verdammt wenig Zeit und möchte so bald als möglich wissen, worauf ich mich verlassen kann«, sagte er, indem er aufstand und den Überrock anzog.

»Nun, so kommen Sie diesen Abend zwischen 6 und 7 wieder her, und Sie sollen Antwort haben«, sagte Mr. Shelby, und der Handelsmann entfernte sich grüßend.

»Ich wollte, ich hätte den Kerl die Treppe hinunterwerfen können mit seiner unverschämten Zuversicht«, sagte Mr. Shelby zu sich, als die Tür ordentlich zu war; »aber er weiß, wie sehr er mich in der Hand hat. Wenn mir jemand jemals gesagt hätte, daß ich Tom unten in den Süden an einen dieser Kerle verkaufen würde, so hätte ich gesagt: ›Ist Dein Diener ein Hund, daß er das tun sollte?‹ und jetzt muß es geschehen, so weit ich sehen kann. Und auch Elisas Kind! Ich weiß, ich werde darüber einigen Trödel mit meiner Frau haben, und auch wegen Tom. Das kommt von den Schulden – o weh! Der Kerl kennt seinen Vorteil und benützt ihn aufs Äußerste.«

Das Sklavenwesen in seiner mildesten Form ist wahrscheinlich im Staate Kentucky zu finden. Das allgemeine Vorherrschen von Kultursystemen von ruhiger und allmählicher Art, ohne das periodisch eintretende Bedürfnis, die Leute übermäßig zu beschäftigen, welches der landwirtschaftlichen Industrie der südlicheren Distrikte eigen ist, macht die Arbeit des Negers zu einer gesunden oder vernünftigeren, während der Herr, mit einem allmählichern Erwerbe zufrieden, nicht der Versuchung zur Hartherzigkeit ausgesetzt ist, welcher die schwache Menschennatur oft unterliegt, wo der Aussicht auf plötzlichen und raschen Gewinn kein schwereres Gewicht die Waage hält, als die Interessen der Hilflosen und Unbeschützten.

Wer manche dortige Pflanzungen besucht und die gutmütige Nachsicht mancher Herren und Herrinnen und die anhängliche Treue mancher Sklaven sieht, möchte versucht sein, von der oft vorgespiegelten poetischen Sage eines patriarchalischen Instituts usw. zu träumen; aber über dem Schauplatz droht ein fürchterlicher Schatten – der Schatten des Gesetzes. So lange das Gesetz diese menschlichen Wesen mit

pulsierendem Herzen und lebendigen Neigungen nur als ebenso viele Sachen betrachtet, die einem Herrn gehören – so lange der Bankrott oder das Unglück oder der Leichtsinn oder der Tod des gütigsten Herrn sie aus einem Leben friedlichen Schutzes und freundlicher Nachsicht in ein Leben hoffnungslosen Mühsals und Jammers versetzen kann, so lange ist es unmöglich, aus dem eingerichteten System der Sklaverei etwas Schönes oder Wünschenswertes zu machen.

Mr. Shelby war ein Mann, wie man sie oft und stets gern findet, gutherzig und liebevoll und geneigt, seine ganze Umgebung mit freundlicher Nachsicht zu behandeln, und er hätte es nie an etwas fehlen lassen, was zum physischen Wohlsein der Neger auf seinem Besitz beitragen konnte. Er hatte jedoch stark und unüberlegt spekuliert, war tief verschuldet und auf ihn laufende Wechsel auf bedeutende Summen waren Haley in die Hände gekommen. Dies wird genügen, um das eben erzählte Gespräch zu erklären.

Elisa hatte, während sie sich der Tür näherte, genug von der Unterhaltung gehört, um zu wissen, daß ein Handelsmann ihrem Herrn für jemanden ein Gebot mache.

Sie wäre gern an der Tür stehengeblieben, um zu horchen, als sie draußen war; aber ihre Herrin rief sie gerade, und sie mußte forteilen.

Dennoch glaubte sie, den Handelsmann auf ihr Kind bieten gehört zu haben. Ihr Herz schwoll und bebte, und sie drückte den Kleinen unwillkürlich so fest an sich, daß er sie erstaunt ansah.

»Elisa, was fehlt Dir heute!« sagte ihre Herrin, als sie den Wasserkrug und den Stickrahmen umgeworfen und ihrer Herrin zerstreut einen langen Nachtmantel anstatt des seidenen Kleides, das sie hatte holen sollen, dargereicht hatte.

Elisa schrak auf. »Ach, Missis!« sagte sie und erhob die Augen; dann stürzten ihre Tränen hervor und sie setzte sich auf einen Stuhl und fing an zu schluchzen.

»Aber Elisa, Kind! Was hast Du?« sagte ihre Herrin.

»Ach, Missis, Missis!« sagte Elisa, »ein Handelsmann spricht mit dem Herrn im Speisezimmer! Ich habe es gehört.«

»Nun, was schadet das, Närrchen?«

»Ach, Missis, glauben Sie wohl, daß der Herr meinen Harry verkaufen würde?« Und das arme Mädchen warf sich in einen Stuhl und schluchzte krampfhaft.

»Ihn verkaufen! Nein, du törichtes Mädchen! Du weißt, daß Dein Herr niemals mit diesen Handelsleuten aus dem Süden Geschäfte macht und keinen seiner Leute verkauft, so lange sie sich gut aufführen. Und wer soll denn Deinen Harry kaufen? Meinst Du denn, alle Welt ist so vernarrt in ihn, wie Du? Komm, beruhige Dich und hake mir das Kleid zu. So, nun flechte mir das Haar in den hübschen Zopf, den Du neulich gelernt hast, und horche nicht mehr an den Türen.«

»Also, Missis, Sie würden niemals Ihre Einwilligung geben, daß...«

»Unsinn, Kind! Natürlich würde ich es nicht. Warum sprichst Du so? Ebensogut würde ich keins meiner Kinder verkaufen lassen. Aber wahrhaftig, Elisa, Du wirst viel zu stolz auf den kleinen Burschen. Es darf nur einer die Nase zur Tür hereinstecken, so glaubst Du gleich, er müßte ihn kaufen wollen.«

Wieder beruhigt durch den zuversichtlichen Ton ihrer Herrin setzte Elisa rasch und geschickt ihre Toilettendienste fort und lachte sich selbst aus wegen ihrer Furcht.

Mrs. Shelby war eine Frau von hoher geistiger und sittlicher Bildung. Neben der natürlichen Großmut und dem Edelsinn, welche oft die Frauen von Kentucky auszeichnen, besaß sie ein lebhaftes sittliches, ein religiöses Gefühl und Grundsätze, die sie mit großer Energie und Geschicklichkeit in praktische Ausübung brachte. Ihr Gatte, der keine besondere Religiosität beanspruchte, hatte doch große Ehrfurcht vor der Konsequenz ihrer religiösen Überzeugung und hatte

vielleicht ein wenig Scheu vor ihrer Meinung. Jedenfalls ließ er ihr ganz freie Hand in ihren wohlwollenden Bemühungen um das Wohlbehagen, den Unterricht und die Erziehung ihrer Leute, obgleich er selbst keinen tätigen Anteil daran nahm. Obgleich er nicht gerade an die Lehre von den überflüssigen guten Werken der Heiligen glaubte, so schien er doch im Grunde auf eine oder die andere Weise zu denken, daß seine Frau Frömmigkeit und Wohlwollen genug für zwei habe, und sich mit einer dunklen Hoffnung zu schmeicheln, durch ihren Überfluß an Eigenschaften, auf die er keinen besonderen Anspruch machte, in den Himmel zu gelangen.

Die schwerste Last auf seiner Seele nach seiner Unterredung mit dem Handelsmann war die unvermeidliche Notwendigkeit, seiner Gattin das besprochene Arrangement mitzuteilen und den Vorstellungen und dem Widerstand die Spitze zu bieten, die er schon voraussehen konnte.

Mrs. Shelby, die von ihres Gatten Geldverlegenheiten nicht das Mindeste wußte und nur die allgemeine Gutherzigkeit seines Charakters kannte, war in der vollständigen Ungläubigkeit, mit der sie Elisas Befürchtung aufnahm, ganz aufrichtig gewesen. Wirklich schenkte sie der ganzen Frage keinen einzigen Gedanken mehr; und da sie mit den Vorbereitungen zu einem Abendbesuch beschäftigt war, hatte sie die Sache bald ganz und gar vergessen.

ZWEITES KAPITEL

Die Mutter

Elisa war von ihrer Herrin von Jugend auf als eine gehätschelte Lieblingsgesellschafterin erzogen worden.

Demjenigen, welcher im Süden reift, muß oft der eigentümliche Anstrich von Vornehmheit, die Sanftheit in Stimme

und Benehmen, welche in vielen Fällen ein besonderer Vorzug der Quadroonen und Mulattinnen zu sein scheint, aufgefallen sein. Mit diesen natürlichen Reizen verbindet die Quadroone oft eine Schönheit von der blendendsten Art und fast stets eine einnehmende und angenehme persönliche Erscheinung. Elisa, wie wir sie geschildert haben, ist kein Phantasiebild, sondern nach der Erinnerung gezeichnet, wie wir sie vor Jahren in Kentucky sahen. Unter der schützenden Obhut ihrer Herrin hatte Elisa die Jahre der Reife ohne die Versuchungen erreicht, welche die Schönheit zu einem so verhängnisvollen Geschenk für die Sklavinnen machen. Sie hatte einen talentvollen Mulatten geheiratet, der Sklave auf einer benachbarten Besitzung war und George Harris hieß.

Diesen jungen Mann hatte sein Herr in einer Packleimwandfabrik verdungen, wo seine Geschicklichkeit und sein Talent ihm den ersten Platz unter den Arbeitern verschaffte. Er hatte eine Maschine zum Reinigen des Hanfes erfunden, welche, wenn man die Erziehung und die Lebensverhältnisse des Erfinders mit in Betracht zieht, ebensoviel mechanisches Genie wie Whitneys Cotton-Gin an den Tag legte.

Er war hübsch und von angenehmen Manieren und war der allgemeine Liebling der Fabrik. Da aber dieser Jüngling in den Augen des Gesetzes kein Mensch, sondern eine Sache war, standen alle diese ausgezeichneten Eigenschaften dessen ungeachtet unter der unbedingten Verfügung eines gemeinen, engherzigen, tyrannischen Herrn. Dieser Herr hatte von Georges berühmter Erfindung gehört und ritt in die Fabrik hinüber, um zu sehen, was dies gescheite Stück Vieh gemacht habe. Der Fabrikherr empfing ihn mit großem Enthusiasmus und wünschte ihm Glück zu dem Besitz eines so wertvollen Sklaven.

George selbst führte ihn in der Fabrik herum und zeigte ihm die Maschinerie, und der Arme sprach in seiner Freude so fließend, hielt sich so gerade und sah so hübsch und männlich aus, daß sich in seinem Herrn das unangenehme

Gefühl, weniger als dieser Sklave zu sein, regte. Was hatte sein Sklave im Land herumzureisen, Maschinen zu erfinden und mitten unter anständigen Leuten den Kopf in die Höhe zu halten? Dem wollte er bald ein Ende machen. Er wollte ihn wieder zu sich nehmen und ihn hacken und graben lassen, und dann sehen, ob er noch stolz einhergehen werde. Daher hörten der Fabrikant und alle Arbeiter zu ihrer größten Überraschung den Herrn plötzlich Georges Lohn fordern und die Absicht aussprechen, ihn mit nach Hause zu nehmen.

»Aber, Mr. Harris«, wandte der Fabrikbesitzer ein, »kommt das nicht etwas unerwartet?«

»Nun, und wenn auch, ist er nicht mein Sklave?«

»Wir würden recht gern die Entschädigungssumme erhöhen, Sir.«

»Ist für mich durchaus kein Gegenstand, Sir. Ich brauche keinen meiner Leute zu verdingen, wenn ich keine Lust dazu habe.«

»Aber, Sir, er scheint besondere Anlagen für diese Art Fabrikarbeit zu haben.«

»Wohl möglich; zeigte nie viel Anlage für die Arbeiten, die ich ihm auftrug, darauf will ich schwören.«

»Aber denken Sie nur, daß er die Maschine erfunden hat«, warf nicht ganz glücklich einer der Arbeiter ein.

»O ja! – eine Maschine, um Arbeit zu ersparen, nicht wahr? Das kann er erfinden, das glaube ich; das braucht ihr nur den Niggern zu überlassen. Sie sind alle arbeitssparende Maschinen ohne Ausnahme. Nein, er muß fort!«

George hatte wie erstarrt dagestanden, als er so plötzlich sein Urteil von einer Macht aussprechen hörte, welche, wie er wohl wußte, unwiderstehlich war. Er kreuzte die Arme, biß die Lippen zusammen, aber ein ganzer Vulkan der bittersten Empfindungen brannte in seiner Brust und sendete Ströme von Feuer durch seine Adern. Sein Atem keuchte, und seine großen dunklen Augen funkelten wie glühende

Kohlen, und er hätte sich vielleicht zu einer gefährlichen Äußerung seiner Leidenschaft hinreißen lassen, hätte nicht der wohlwollende Fabrikbesitzer seinen Arm berührt und leise zu ihm gesagt:

»Fügt Euch, George; geht vor der Hand mit ihm. Wir wollen sehen, ob wir Euch nicht noch helfen können.«

Der Tyrann bemerkte das und erriet den Inhalt der zugeflüsterten Worte, obgleich er sie nicht hören konnte; und bestärkte sich innerlich in seinem Entschluß, die Gewalt, welche er über sein Opfer besaß, festzuhalten.

Er nahm George mit nach Hause und übertrug ihm die niedrigsten Plackarbeiten auf der Farm. Es war ihm gelungen, jedes heftige Wort zu unterdrücken; aber das flammende Auge, die trübe und gerunzelte Stirn redeten eine natürliche Sprache, die nicht unterdrückt werden konnte. Sie waren unzweifelhafte Zeichen, welche zu deutlich verrieten, daß der Mensch nie eine Sache werden kann.

Während der glücklichen Zeit seiner Beschäftigung in der Fabrik hatte George seine Frau gesehen und geheiratet. Während dieser Zeit hatte er, da ihm der Fabrikherr sehr vertraute und ihn begünstigte, volle Freiheit, nach Belieben zu kommen und zu gehen. Die Heirat fand die höchste Billigung von Seiten der Mrs. Shelby, die mit etwas frauenhaftem Gefallen am Ehestiften gern ihre schöne Lieblingsdienerin mit einem Mann ihres eigenen Standes, der in jeder Hinsicht für sie zu passen schien, sich verbinden sah, und so wurden sie in der Putzstube ihrer Herrin getraut, und die Herrin selbst schmückte das schöne Haar der Braut mit Orangenblüten und bedeckte es mit dem Brautschleier, der gewiß kein schöneres Haupt verhüllen konnte. Es fehlte nicht an weißen Handschuhen und Kuchen und Wein, und an bewundernden Gästen, welche laut die Schönheit der Braut und die Güte und Freigiebigkeit der Herrin priesen. Ein oder zwei Jahre lang sah Elisa ihren Gatten häufig, und ihr Glück störte nichts, als der Verlust zweier Kinder, welche

sie innig liebte und welche sie mit so bitterem Schmerz bedauerte, daß sie sich sanfte Vorwürfe von ihrer Herrin zuzog, welche ihre von Natur leidenschaftlichen Gefühle in die Grenzen der Vernunft und Religion zurückzuführen suchte.

Nach der Geburt des kleinen Harry wurde sie jedoch allmählich ruhiger, und jede blutende Fiber und jeder zukkende Nerv, die sie wieder mit diesem jungen Leben zusammenketteten, schien kräftiger und gesunder zu werden, und Elisa war eine glückliche Gattin bis zu dem Zeitpunkt, wo ihr Gatte seinem wohlwollenden Arbeitgeber grausam entrisen wurde und unter die eiserne Gewalt seines gesetzlichen Besitzers zurückkam.

Seinem Wort getreu besuchte der Fabrikbesitzer Mr. Harris ein oder zwei Wochen, nachdem dieser George mit fortgenommen hatte. Er hoffte, die erste Hitze werde jetzt verflogen sein, und versuchte jedes mögliche Überredungsmittel, um seinen früheren Arbeiter wiederzugewinnen.

»Sie brauchen sich nicht weiter mit Reden zu bemühen«, sagte dieser mürrisch, »ich kenne mein eignes Geschäft, Sir.«

»Ich maße mir nicht an, mich hineinzumischen, Sir. Ich glaube nur, Sie könnten es Ihrem Interesse für angemessen finden, uns den Mann zu den vorgeschlagenen Bedingungen zu überlassen.«

»O ich weiß schon, was dahinter ist. Ich sah, wie Sie sich am Tag, wo ich ihn aus der Fabrik mit fortnahm, zuwinkten und zuflüsteren; aber Sie überlisten mich nicht auf diese Weise. Wir sind in einem freien Land, Sir, der Mann gehört mir, und ich mache mit ihm, was mir beliebt – dabei bleibt's!«

Und so schwand Georges letzte Hoffnung; – nichts als ein Leben voll Mühsal und Plackerei lag vor ihm, noch mehr verbittert durch jede kleinliche Quälerei, welche tyrannischer Scharfsinn erfinden kann.

Ein sehr menschenfreundlicher Jurist hat einmal gesagt: »Das Schlimmste, wozu man einen Menschen gebrauchen

kann, ist ihn zu hängen.« Nein, man kann einen Menschen zu etwas brauchen, was noch schlimmer ist!

DRITTES KAPITEL

Der Gatte und Vater

Mrs. Shelby war zum Besuch ausgefahren, und Elisa stand in der Veranda und sah etwas niedergeschlagen dem verschwindenden Wagen nach, als sie eine Hand auf ihrer Schulter fühlte. Sie drehte sich um und ein helles Lächeln glänzte sofort in ihren schönen Augen.

»George, Du bist's? Wie Du mich erschreckt hast! Nun es freut mich, daß Du da bist! Missis ist für den Nachmittag ausgefahren: so komm mit in mein Stübchen, wir wollen den ganzen Nachmittag miteinander verbringen.«

Mit diesen Worten zog sie ihn in ein nettes Zimmerchen, das auf die Veranda hinausging, und wo sie gewöhnlich im Bereich der Stimme ihrer Herrin mit Nähen beschäftigt saß.

»Wie froh ich bin! – Warum lächelst Du nicht? – und sieh nur Harry – wie er wächst!« Der Knabe blickte durch seine Locken scheu den Vater an und hielt sich am Rock seiner Mutter fest. »Ist er nicht wunderschön!« sagte Elisa, indem sie ihm die Locken aus dem Gesicht strich und ihn küßte.

»Ich wollte, er wäre nie geboren worden!« sagte George bitter. »Ich wollte, ich wäre selbst nie geboren worden!«

Überrascht und erschrocken setzte sich Elisa hin, legte ihren Kopf auf ihres Gatten Schultern und brach in Tränen aus.

»Ach Elisa, es ist zu schlecht von mir, Dir so weh zu tun, armes Mädchen!« sagte er zärtlich. »Es ist zu schlecht! O wie ich wünsche, ich hätte Dich nie gesehen, – Du hättest glücklich sein können.«

»George, George! wie kannst Du so reden? Was ist Schreckliches geschehen, oder was soll geschehen? Gewiß sind wir sehr glücklich gewesen bis vor ganz kurzem.«

»Jawohl, liebes Weib«, sagte George. Dann nahm er sein Kind auf die Knie, blickte ihm in die schönen, dunklen Augen und fuhr mit der Hand durch seine langen Locken.

»Ganz Dein Gesicht, Elisa, und Du bist die schönste Frau, die ich jemals gesehen habe, und die beste, die ich je zu sehen wünsche; aber ach, ich wünschte, ich hätte Dich nie gesehen, und Du nie mich!«

»Aber George, wie kannst Du so sprechen!«

»Ja Elisa, es ist alles Jammer, Jammer, Jammer! Mein Leben ist bitter, wie Wermut; die Lebenskraft zehrt sich selbst auf in mir. Ich bin ein armes, elendes, unglückliches Plackholz: ich werde Dich nur mit mir zu Boden ziehen, weiter nichts. Was nützt es, zu versuchen, etwas zu tun, etwas zu wissen, etwas zu werden? Was nützt es, zu leben? Ich wollte, ich wäre tot!«

»Aber das ist wirklich gottlos, lieber George! Ich weiß, wie Dir der Verlust Deiner Stelle in der Fabrik zu Herzen geht, und Du hast einen harten Herrn; aber bitte, habe Geduld, und vielleicht kann etwas –«

»Geduld!« unterbrach er sie; »habe ich nicht Geduld gehabt? Habe ich ein Wort gesagt, als er kam und ohne den geringsten Grund mich von einem Platz wegnahm, wo mich jedermann gut behandelte! Ich habe ihm jeden Cent meines Verdienstes gewissenhaft bezahlt, und alle sagen, daß ich ein tüchtiger Arbeiter war.«

»Ja, es ist schrecklich«, sagte Elisa; »aber trotz alledem ist er Dein Herr, weißt Du.«

»Mein Herr! Und wer hat ihn zu meinem Herrn gemacht? Das ist's, was ich wissen möchte, – welches Recht hat er auf mich? Ich bin ein Mensch, so gut, wie er, ich bin ein besserer Mensch, als er; ich verstehe mehr als er; ich wirtschaftete besser, als er; ich kann besser lesen, als er; ich schreibe eine bessere Hand; und ich habe das alles von selbst gelernt und

schulde ihm keinen Dank – ich habe es wider seinen Willen gelernt; und welches Recht hat er nun, aus mir ein Plackholz zu machen? – mich von einer Arbeit zu entfernen, die ich verrichten kann, und zwar besser als er, und mich bei einer anzustellen, die jedes Stück Vieh verrichten kann? Er versucht es und sagt, er will meinen Stolz brechen und mich demütigen, und er gibt mir mit Absicht die größte und schlechteste und schmutzigste Arbeit.«

»Ach, George – George, Du erschreckst mich! Ich habe Dich noch nie so sprechen hören; ich fürchte, Du gehst mit etwas Schrecklichem um. Ich wundere mich durchaus nicht über Deine Empfindungen; aber ach, sei vorsichtig – sei es um meinetwillen, sei es um Harrys willen!«

»Ich bin vorsichtig gewesen und habe Geduld gehabt; aber es wird schlimmer und schlimmer – Fleisch und Blut können es nicht länger tragen. Er ergreift jede Gelegenheit, um mich zu beschimpfen und zu quälen. Ich glaubte, ich würde meine Arbeit verrichten und mich ruhig halten und einige Zeit übrig behalten können, um außer den Arbeitsstunden zu lesen und zu lernen; aber je mehr er sieht, daß ich arbeiten kann, desto mehr bürdet er mir auf. Er sagt, obgleich ich nichts äußere, sehe er doch, daß ich den Teufel im Leib habe, und er wolle ihn mir austreiben; und seiner Zeit wird er herauskommen in einer Weise, die ihm nicht gefallen wird, oder ich irre mich gewaltig.«

»O Gott, was sollen wir anfangen?« sagte Elisa trauervoll.

»Erst gestern«, sagte George, »als ich eben Steine in einen Karren lud, stand der junge Master Tom da und klatschte mit der Peitsche so nah beim Pferd, daß es scheute. Ich bat ihn, so freundlich ich konnte, es sein zu lassen, aber nun fing er erst recht an. Ich bat ihn noch einmal, und dann wandte er sich gegen mich und schlug mich. Ich hielt seine Hand fest, und dann schrie er und strampelte und lief zum Vater und sagte, ich hätte ihn geschlagen. Der kam in voller Wut herbei und sagte, er wolle mir zeigen, wer der Herr sei; und er

band mich an einen Baum und schnitt Ruten für den jungen Herrn ab, und sagte ihm, er solle mich schlagen, bis er müde sei; und er hat es getan. Wenn ich ihm dafür nicht noch einmal ein Denkzeichen gebe.«

Und die Stirn des Jünglings verfinsterte sich, und in seinen Augen brannte eine Flamme, welche seine junge Gattin zittern machte. »Wer hat diesen Mann zu meinem Herrn gemacht – das will ich wissen«, sagte er.

»Ach«, sagte Elisa traurig, »ich habe immer geglaubt, ich müßte meinem Herrn und meiner Herrin gehorchen, sonst wäre ich keine gute Christin.«

»In Deinem Fall ist doch noch einige Vernunft darin; sie haben Dich aufgezogen, wie ein Kind – haben Dich ernährt, gekleidet, gepflegt und unterrichtet, so daß Du eine gute Erziehung hast – so haben sie doch Grund zu einem Anspruch auf Dich. Aber mich haben sie geschlagen und gestoßen und beschimpft und im besten Fall mir selber überlassen; und was bin ich schuldig? Ich habe für meine Unterhaltung schon mehr als hundert Mal bezahlt. Ich ertrage es nicht länger – nein, gewiß nicht!« sagte er und ballte mit wilder Gebärde die Faust.

Elisa zitterte und schwieg. Sie hatte ihren Gatten früher nie in dieser Stimmung gesehen; und ihre sanften Begriffe von Pflicht schienen sich vor einem solchen Sturm der Leidenschaft wie Binsen zu biegen.

»Du kennst ja den kleinen Carlo, den Du mir geschenkt hast«, fuhr George fort; »er war fast mein einziger Trost. Er schlief des Nachts bei mir, und ging mir des Tags auf Schritt und Tritt nach, und sah mich an, als ob er wüßte, wie es mir ums Herz war. Nun, neulich gab ich ihm ein paar Abfälle, die ich an der Küchentür aufgelesen hatte, und der Herr kam dazu und sagte, ich fütterte ihn auf seine Kosten, und er hätte das Geld nicht dazu, daß jeder Nigger sich seinen Hund halten könne, und befahl mir, ihm einen Stein an den Hals zu binden und ihn in den Teich zu werfen.«

»Aber George, das hast Du doch nicht getan?«

»Ich – nein; aber er. Der Herr und Tom steinigten das arme Tier, wie es im Teiche zappelte. Das arme Tier! Es sah mich so traurig an, als wunderte es sich, daß ich es nicht rettete! Ich mußte mich auspeitschen lassen, weil ich es nicht selbst tun wollte, 's ist mir gleich; Master wird schon entdecken, daß ich nicht einer von denen bin, die das Auspeitschen zahm macht. Auch meine Zeit wird kommen, ehe er sich's versieht.«

»Was hast Du im Sinne? Ach George! tue nichts, was Unrecht ist. Wenn Du nur Gott vertraust und suchst Recht zu tun, so wird er Dich erlösen.«

»Ich bin nicht ein Christ, wie Du, Elisa; mein Herz ist voller Haß; ich kann nicht auf Gott vertrauen. Warum läßt er es so sein?«

»Ach George, wir müssen glauben und vertrauen! Meine Herrin sagt, wenn alles mit uns schlecht geht, so müssen wir glauben, daß Gott es zum allerbesten lenkt.«

»Das können wohl Leute sagen, die auf ihrem Sofa sitzen und in ihren Kutschen fahren; aber sie sollten nur in meiner Lage sein, und es würde ihnen härter ankommen. Ich wollte, ich könnte gut sein; aber mein Herz brennt und kann sich nicht mehr fügen. Du könntest es auch nicht an meiner Stelle; Du wirst es jetzt nicht können, wenn ich Dir alles sage, was ich zu sagen habe. Du weißt noch nicht alles.«

»Was hast Du noch?«

»Nun, neulich hat Master gesagt, er sei ein Narr gewesen, daß er mich habe von der Plantage weg heiraten lassen; er hasse Mr. Shelby und sein ganzes Geschlecht, weil sie stolz sind und über ihn hinwegsehen, und ich wäre durch Dich stolz geworden; und er sagt, er wolle mich nicht mehr hierher gehen lassen, sondern ich solle auf seiner Plantage ein Weib nehmen und dort wohnen. Anfangs schalt er und brummte das vor sich hin; aber gestern sagte er, ich müsse Mina heiraten und mit ihr in eine Hütte ziehen, sonst wolle er mich in den Süden verkaufen.«

»Aber Du bist mir doch durch den Pfarrer angetraut, so gut, als ob du ein Weißer gewesen wärest«, sagte Elisa.

»Weißt Du nicht, daß ein Sklave nicht heiraten kann? Dazu haben wir kein Gesetz hier zu Lande; ich kann Dich nicht als Frau behalten, wenn es ihm einfällt, uns voneinander zu trennen. Deshalb wünsche ich, ich hätte Dich nie gesehen; deshalb wünsche ich, ich wäre nie geboren; es wäre besser für uns beide – es wäre besser für dieses arme Kind, wenn es nicht geboren worden wäre. Alles, alles kann ihm noch widerfahren!«

»Ach! aber Master ist so gut!«

»Ja, aber wer weiß – er kann sterben, und dann kann er an wer weiß wen verkauft werden. Was nützt es, daß er schön und gescheit und klug ist? Ich sage Dir, Elisa, für jede gute und angenehme Eigenschaft, die unser Kind hat, wird Dir ein Schwert durch das Herz fahren – sie wird es viel zu wertvoll machen, als daß Du es behalten könntest.«

Diese Worte trafen Elisas Herz schwer; das Bild des Handelsmannes trat ihr vor die Augen, und als ob sie jemand tödlich getroffen hätte, wurde sie blaß und schnappte nach Atem. Unruhig blickte sie hinaus auf die Veranda, wohin sich der Knabe, von dem ernstesten Gespräch gelangweilt, zurückgezogen hatte, und wo er frohlockend auf Mr. Shelbys Spazierstock galoppierte. Sie wollte ihrem Gatten ihre Befürchtungen mitteilen, besann sich aber eines anderen.

»Nein, nein, der Arme hat genug zu tragen!« dachte sie.
»Nein, ich will es ihm nicht sagen; außerdem ist es auch nicht wahr; Missis belügt uns nie.«

»Also, Elisa, bleib standhaft«, sagte der Neger traurig,
»und leb wohl; denn ich gehe fort.«

»Du gehst fort, George – wohin?«

»Nach Kanada«, sagte er und richtete sich gerade in die Höhe; »und wenn ich dort bin, will ich Dich loskaufen – das ist die einzige Hoffnung, die wir noch haben. Du hast einen guten Herrn, der es nicht verweigern wird, Dich loszugeben. Ich kaufe Dich und das Kind – Gott helfe mir – ich tue es.«

»Ach schrecklich! – wenn man Dich fängt!«

»Ich lasse mich nicht fangen, Elisa, – eher sterbe ich! Ich will frei sein oder sterben!«

»Du willst Dich doch nicht selbst töten?«

»Das braucht's nicht; sie selber werden mich schon rasch genug totschiagen; den Fluß hinab sollen sie mich nicht lebendig bekommen.«

»Ach George, um meinetwillen sei vorsichtig! Tue nichts Schlechtes; tue Dir nichts zu Leide und anderen auch nicht. Du bist zu großen Versuchungen ausgesetzt – viel zu großen; aber bitte – fort muß Du – aber sei vorsichtig und klug; bitte Gott, daß er Dir helfen möge.«

»So höre denn meinen Plan, Elisa. Master fiel es ein, mich mit einem Brief an Mr. Symmes, der eine Meile weiter wohnt, hier diesen Weg zu schicken. Ich glaube, er erwartete, daß ich hierher gehen würde, um Dir zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Er würde sich freuen, wenn er glaubte, es würde ›Shelbys Leute‹ ärgern, wie er sie nennt. Du mußt wissen, ich gehe ganz ruhig nach Hause, als ob alles vorbei sei. Ich habe Vorbereitungen getroffen und habe Leute, die mir helfen; und so nach einer Woche oder so wird man mich suchen, sage ich Dir. Bete für mich, Elisa, vielleicht wird der gute Gott Dich erhören.«

»Ach George, bete Du selbst und vertraue auf ihn; dann wirst Du nichts Schlechtes tun.«

»Lebewohl«, sagte George und ergriff Elisas Hände, und sah ihr ohne sich zu bewegen in die Augen. Stumm standen sie da; dann hörte man noch letzte Worte und Schluchzen und bitteres Weinen – einen Abschied, wie diejenigen nehmen, deren Hoffnungen, sich wiederzusehen, an einem bloßen Faden hängen; und Mann und Weib schieden voneinander.

Ein Abend in Onkel Toms Hütte

Onkel Toms Hütte war ein kleines Blockhaus, dicht neben dem »Haus«, wie der Neger die Herrenwohnung par excellence nennt. Davor war ein hübscher Gartenfleck, wo jeden Sommer Erdbeeren, Himbeeren und viele andere Früchte und Gemüse unter sorgfältiger Pflege gediehen. Die ganze Vorderseite war von einer großen roten Begonie und einer einheimischen Multiflorarose bedeckt, die sich ineinander verschlangen und kaum ein Fleckchen der rohen Balken erblicken ließen. Hier fanden auch im Sommer verschiedene lebhaft gefärbte Blumen wie Ringelblumen, Petunien und andere eine Stelle, wo sie ihren Glanz zeigen konnten, und waren die Freude und der Stolz von Tante Chloes Herzen.

Wir wollen einmal in das Haus eintreten. Das Abendessen im Herrenhaus ist vorbei, und Tante Chloe, die seiner Bereitung als erste Köchin vorstand, hat niedrigeren Beamten in der Küche das Geschäft überlassen, das Geschirr wegzuräumen und zu waschen, und ist nun unter ihrem eigenen gemütlichen Dach, um für ihren Alten das Abendessen zu bereiten. Deshalb könnt Ihr Euch sicher darauf verlassen, daß sie vor dem Feuer steht, und mit gespanntem Interesse gewisse brodelnde Sachen in einem Kasserol überwacht, und dann und wann mit ernster Überlegung den Deckel eines Schmorkessels abhebt, aus welchem ein Dampf emporsteigt, der unzweifelhaft etwas Gutes erraten läßt. Sie hat ein rundes schwarzes glänzendes Gesicht, so glänzend, daß man fast glauben könnte, sie wäre mit Eiweiß lackiert, wie eins ihrer eigenen Teebrote. Ihr ganzes dickes Gesicht strahlt unter ihrem gut gestärkten karierten Turban von Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit, nicht unvermischt, müssen wir gestehen, mit dem Selbstbewußtsein, welches der ersten